Das Fest der Tage

Wie sie sich beim neuen Jahre trafen.

Das alte Jahr war gestorben und das neue hatte die Herrschaft angetreten — ein Ereignis, das sich zwar alle zwölf Monate wiederholt, aber trotzdem jedesmal mit lärmendem Jubel gefeiert wird. Das neue Jahr hielt es für angezeigt, seinen Regierungsantritt mit einem Feste zu begehen, zu dem es alle Tage einlud. Es beauftragte die Festtage mit der Vorbereitungen und die Festtage waren darob hocherfreut.

„Wir haben — sagten sie — so oft den Menschen frohe Stunden bereitet, daß wir auch einmal uns und unsere Brüder amüsieren dürfen."

Zunächst entstand eine Debatte darüber, ob man auch die Fasttage einladen sollte, da die eigentlich nichts an einer reich besetzten Tafel und im frohen Kreise zu suchen hätten.

Ladet sie nur ein", entschied der Danksagungstag," die armen Burschen wollen sich auch einmal satt essen. Ueberdies sind sie von jeher schlecht auf uns zu sprechen und behaupten, daß man uns ohne sie nicht würdigen würde."

„Diese Griesgrame sind mir in der Seele zuwider", meinte Sylvester, „sie verdanken überhaupt ihre Existenz einem Druckfehler: wie gäbe es Fasttage, wenn es keine Festtage gäbe!"

Und alle Tage kamen zu dem Fest; es wurde für dreihundertfünfundsechzig Gäste gedeckt . . . . ein Extragedeck wurde für den Schalttag bereit gehalten, da der nur gelegentlich kam und nicht zu den regulären Gästen zählte. Die Stunden versahen den Dienst als Kellner und waren besonders eifrig beim Auffüllen der Gläser, weil sie den Auftrag hatten, die Tage voll zu machen.

Es war eine recht gemischte Gesellschaft: gute Tage, schlimme Tage, kurze Tage, lange Tage, schöne Tage, häßliche Tage, Regentage und sonnige Tage.

Der Aschermittwoch, im grauen Bußerkleid, saß neben dem buntaufgeputzten Fastnachtsdienstag, der sich indessen ausschließlich mit seinem Nachbar zu Rechten, dem Rosenmontag, unterhielt.

„Wer ist denn der kleine putzige Kerl da oben neben dem Süffel, dem Sylvester? Der Bursche im grünen Anzug mit Gold und Silber verziert?"

„Kennst du den nicht? Das ist doch der Liebling der Menschen, der Weihnachtstag."

„Hm, der Kleine pfuscht uns in's Handwerk, maskirt sich als Wohlthäter der Menschheit!"

„Und hält sie damit zum Narren — was eigentlich mein ausschließliches Recht ist", brummte der erste April. —

Der St. Valentinstag schäkerte mit dem Maitag:

„Wo hast du denn deine Krone gelassen . . . . das Seidenkränzlein aus Blumen fein?"

Der Maitag warf einen giftigen Blick nach einem einfach, aber sauber gekleideten Jüngling, dessen aufgekrempelte Hemdsärmel die festen Muskeln seiner Arme frei ließen; und ärgerlich erwiderte er:

„Meine Krone? Die hat mir der Frechling, der Arbeitertag, geraubt, der sich in unseren Kreis eingedrängt hat . . . . der Heuchler! Nennt sich Arbeitertag und tut nie einen Streich!"

„Nanu — rief der St. Valentinstag — wo ist denn mein Nachbar, der St. Patrickstag hingeraten?"

„Der liegt natürlich bereits unter m Tisch", lachte der Ostertag, aber das Lachen verging ihm, als man als nächsten Gang — Eier herumreichte.

„Bombenelement", fluchte er, „wenn doch die Osterhasen zum Kuckuck gehen und ihm die Eier in's Nest legen wollten."

„Euer Hochwohlgeboren belieben zu scherzen", meinte sein phantastisch aufgeputzter Nachbar. „Eier sind ein sehr wichtiger Faktor, wenn man berühmt werden will."

„Mit wem hab' ich die Ehre?" fragte der Ostertag.

„Mein Name ist Columbus."

„Wie kommen Sie denn hierher?"

„Das möchte ich auch gern wissen."

„Columbus? Sie sind doch der Mann mit dem Eierkunststück?"

„Jawohl und nebenbei habe ich Amerika entdeckt, da ich bei bestem Willen nicht anders könnte. Da drüben jene Gruppe verdankt mir ihre Existenz: der Washingtontag, der Lincolntag, der Gräberschmückungstag und der Wahltag. Pardon, ist denn der Vierte Juli nicht eingeladen, der lärmende Geselle?"

„Gewiß; dort unten sitzt er „sane an' safe", mäuschenstill unter den keifenden Hundstagen. Ja, ja, er ist still geworden!"

Jetzt erhob sich der Neujahrstag zur Begrüßungsrede:

„Meine Herren, ich wünsche Ihnen allen einen guten Tag!"

Da entstand ein großes Geschrei; Jeder behauptete, der Wunsch sei höchst unpassend, jeder Tag sei ein guter Tag und Jeder schrie: „Ich bin der beste Tag!"

Da erhob sich ein blühender, lachender Bursche und rief, Alle übertönend: „Der beste Tag bin ich!"

Alles schwieg und der Neujahrstag fragte: „Wer bist du?"

„Ich? Ich bin der Zahltag! Prosit Neujahr!"

Mein Stadtpelz

Von Hugo Bettauer (Wien).

Da liegt er nun wieder vor mir, breit behäbig und schwer über einer Stuhllehne. Meine Hauswirtin hat ihn sorgfältig aus einer Hülle von Wottenpapier befreit, untersucht, festgestellt, daß er noch genau wie neu sei und nicht ein Knopf locker, und daran die kluge Bemerkung geknüpft: „Da sieht man es wieder: Theuer ist billig und billig theuer. So ein Pelz ist nicht umzubringen. Den werden Sie noch zehn Jahre tragen können."

Ich murmelte irgend etwas, was die gute Frau nicht verstand, und blieb dann mit dem Pelz allein, der teils nach Mottenpulver, teils nach einem wilden Tier roch. Ingrimm stieg in mir auf, wilde Wüth, und ich schüttelte den Pelz, um ihn dann mit einem Fluch auf den Boden zu werfen. Vor meinen Augen wurde aber wieder der ganze vorjährige Winter lebendig.

Es war im November, als ich zum Schneider ging, um mir einen neuen Winterrock bauen zu lassen. Mein Schneider, der ein großer Herr ist, rauchte gerade eine Zigarre, blies den Rauch in einem Kegel vor sich hin und sagte mit ruhiger Entschlossenheit:

„Keine Spur von einem Winterrock! Wir werden den vorjährigen gut herrichten und Ihnen einen eleganten Stadtpelz machen. Innen Sealbisam, mit einem echten Otterkragen. Kostet eine Bagatelle: Neunhundert Kronen oder etwas mehr."

Ich wagte einen kleinen Einwand, murmelte etwas von der Rechnung, die ohnedies schon ziemlich hoch sei, aber der Herr Schneider bließ wieder Rauch vor sich: „Unsinn! Sie müssen einfach einen Pelz haben! Ein stattlicher Herr wie Sie braucht so etwas. Sie sollten einmal sehen, was Ihnen dieser Pelz für ein Ansehen gibt. Schließlich — Sie werden sich doch endlich auch zum Heiraten entschließen und da muß man repräsentieren können."

Zehn Tage später war die letzte Anprobe, und ich konnte mit dem prachtvoll sitzenden Pelz das Geschäft verlassen, während mein alter Winterrock zur Reparatur zurückblieb. Ich kann nur sagen, daß es wirklich ein erhebendes, fast feierliches Gefühl war, wie ich so in diesem famosen Stadtpelz dastand, ganz in Wärme und Weichheit gehüllt, ein eigentümliches, nicht unangenehmes Kitzeln am Halse fühlend, das der Otterkragen verursachte. Der Zuschneider war ordentlich aufgeregt und machte die Bemerkung: „Sieht sich gnä' Herr aus wie großes Thier oder Fürscht." Als ich aber ging, geschah etwas ganz Merkwürdiges: Der Besitzer des Geschäftes selbst öffnete mir, was er sonst nie getan, die Thür und machte eine tiefe Verbeugung. Seine Sinne waren durch den Glanz des unbezahlten Pelzes umnebelt worden, er hatte in diesem merkwürdigen Augenblick mein Konto und die Tatsache vergessen, daß es schließlich nur Sealbisam war.

Langsam schlenderte ich nun von der Oper die Körtnerstraße entlang und tat nichts als wirken. Der erste Bekannte, dem ich begegnete, blieb stehen; sah mich bewundernd, halb feindselig an, fragte mich, wie es mir geht, obwohl ihn das gar nichts angeht, und sagte zum Schlusse: „Wirklich, Sie haben's gut . . . ." Im weiteren Verlauf des Bummels erregten einige Kinder Aufsehen, indem sie mir nachliefen. Und der kaiserliche Rath Schuster, der mit seiner dicken Gattin einherkam, rief mir zweimal zu, ich möchte ihn unbedingt beehren.

Auf dem Stephansplatz hielt ich, wie immer um diese Nachmittagszeit, einen Omnibus, der natürlich überfüllt war. Nach mir stieg noch ein Dienstmann mit einer roten Nase auf, der aber von dem Kondukteur als überzählig abgewiesen wurde. Und nun begann sich mein Pelz in unliebsamer Weise wirksam zu machen. Der Dienstmann beschimpfte mich und geriet in solche Wuth, daß die Nase ultraviolett zu leuchten begann: „A, schaut daher! A so a noblicher Herr geniert sich net, an armen Dienstmann den Platz weg'nehmen! Pfui Teufel, an' Pelz kann er tragen, aber für a Wagerl is er zu schmutzig und laßt lieber unseans z' Fuß rennen." Er schimpfte weiter, bis er bei einer Kurve von der Treppe abfiel. Aber die Sache setzte sich im Wagen selbst fort. Ein älterer Mann sah mich kopfschüttelnd an und meinte: „Alles, was wahr ist: Schimpfen tu i net, aber sagen muß ich schon, daß die Fiaker auch leben müssen. Wann aner so an' feinen Pelz trägt, nachher kann er schon ein paar Gulden ausgeben." Zwei Backfische fingen an zu kichern, mir rann teils wegen des Pelzes, teils wegen der allgemeinen Kritik der Schweiß über den Rücken, und rasch entschlossen, sprang ich unter dem Hohngelächter der Fahrgäste ab. Da ich es aber eilig hatte, nahm ich eine Droschke. Niemals hatte ich bis dahin mit den edler einsichtigen Rossenkern auch nur den geringsten Konflikt gehabt. Immer gab ich die Taxe plus dreißig Heller Trinkgeld, und jedesmal bekam ich ein freundliches Danke zu hören. Diesmal war das anders. Der Herr Einspänner rief mir empört zu: „Aber Herr Graf, da kriegt ih do no a drandl! A so a noblicher Herr wird sie do net lumpen lassen. I hab do a, Frau und Kinder z'Haus, und das Roß will a fressen." Im Nu hatte sich eine Menschenmenge angesammelt, die den Auseinandersetzungen des Kutschers mit Interesse folgte und es an giftigen Bemerkungen gegen mich nicht fehlen ließ. Ich hätte mich rasch aus dem Staube gemacht, wenn ich keinen Pelz getragen hätte. Wo kann man in einem feinen Stadtpelz hinein? Ausgeschlossen! Also gab ich wüthend noch eine Krone her.

Im Kaffeehaus erregte ich Sensation. Meine Bekannten umringten mich sofort; der eine deutete an, daß er jetzt gerade die bewußten hundert Kronen ganz gut brauchen könnte. Ein anderer fragte trocken: „Was kostet der Pelz mit den Gerichtskosten?" Und ein dritter behauptete, daß ich aussehe wie ein steinreicher Viehhändler. Ich wollte den Pelz an irgendeinen Nagel hängen, aber da kam der Kellner und protestierte ebenso höflich wie entschieden. Er könne absolut keine Verantwortung übernehmen, es gebe in der Wienerstadt schlechte Menschen genug, die es besonders auf Pelze abgesehen haben, und ein Pelz gehöre unbedingt in die Garderobe. Das heißt, da es keine eigentliche Garderobe in diesem Cafe gebe, werde er ihn an einem wunderschönen Platzerl in der Küche aufhängen und der speziellen Fürsorge des Kaffeekoches anvertrauen. Natürlich mußte ich dem Küchenjungen dann zehn Heller Trinkgeld geben und das blieb auch künftighin so. Zweimal täglich besuchte ich das Kaffeehaus, machte also während der Wintermonate eine Mehrausgabe von sechs Kronen monatlich. Aber schließlich — wenn man einen Pelz hat . . .

Ueberhaupt entdeckte ich sehr bald, daß mein Pelz irgendeine geheimnisvolle Ausstrahlung besaß. Wenn ich zum Beispiel mit Mizzi in eines jener Nachtlokale ging, wo man sich für viel Geld sehr langweilen kann, so gab ich natürlich meinen Pelz in der Garderobe ab. Trotzdem hatte sich aber regelmäßig seine Existenz drinnen im Saale sofort verbreitet. Ein uniformierter Kellner empfing mich, begrüßte mich als Exzellenz oder gar als Durchlaucht; mit Anwendung von Gewalt fanden wir nach einer Lage gezert, wenn auch noch so vielen Tischchen im Parterre frei waren und man weiß, was so eine Lage bedeutet: es muß unbedingt Champagner getrunken werden, während man unten für kaum 8 Kronen eine Flasche essigsauren Rezper bekommt. Die üppige Blumenverkäuferin umschwirrt einen wie eine Schmeißfliege, der Tortenonkel weicht nicht, bevor man nicht Einkäufe gemacht hat und ein anderer uniformierter Spitzbube schenkt ununterbrochen den perlenden Wein ein, um der leeren ersten Flasche schnell eine zweite folgen zu lassen. Einmal hatte ich die maßlose Unvorsichtigkeit begangen, den Tanzsaal im Pelz zu betreten und durch den Kellner nach der Garderobe bringen zu lassen! Das hatte fürchterliche Konsequenzen: Mizzi wurde der „gnädigste Frau Gräfin" tituliert, der Torten-Onkel brachte Kaviar, und der Zigeunerprimas, gebärdete sich wie toll, schrie: „Joj, joj!" und wollte mir unbedingt mein Lieblingslied, das ich gar nicht habe, in die Ohren fiedeln.

Mizzi selbst aber bildete den Höhepunkt in meinem Bisam-Drama. Als Mizzi mich zum erstenmal in dem Stadtpelz sah, war sie zunächst direkt ergriffen. Sie streichelte den Otterkragen, liebkoste das Bisamfutter und flüsterte aufgeregt ein über das andermal: „Siehst du aber nobel aus. Himmel, wenn du so mit mir nach Fünfhaus gehen könntest — die würden schauen!" Bald darauf begann aber Mizzi erbärmlich zu frieren. Ich steckte in dem schweren Pelz und sie fror in ihrem feschen Samtkostüm, das meine letzte Gabe gewesen war. Es war abends, wir bummelten über den Graben und sie klapperte mit den Zähnen, wobei sie immer „wa—wa—wa" machte. Ich sagte: „Kind, du frierst ja, hast du Fieber?" „Nein, aber keinen Pelz wie du", war die etwas spitze Antwort. Dann erklärte sie, sie müsse unbedingt einen Wagen haben, da sie keine Lust spüre, sich eine Lungenentzündung zu holen. „Natürlich, du, du hast ja einen Pelz." Der nächste Tag war ein schöner, milder Sonntag und ich wollte mit ihr meinen Lieblingsausflug nach Kalksburg und Rodaun machen. „Ich denke nicht daran", sagte sie. „Im Winter kann man so etwas nur in einem Pelz machen." Das Wort Pelz kam nicht mehr aus ihrem Munde, vor jedem Pelzgeschäft mußten wir stehen bleiben, immer neue Freundinnen wuchsen aus dem Erdboden heraus, die angeblich mehr oder weniger kostbare Pelzjacken und Mäntel bekommen hatten. Sie sprach von dem krassen Egoismus der Männerwelt, wobei sie statt kraß krap sagte, und eines Tages erklärte sie weinend, daß ich sie nicht liebe, weil ich ihr sonst eine Pelzjacke kaufen würde. Und ich trocknete die Thränen wirklich mit einer Pelzjacke. Es war ein Gelegenheitskauf, kostete nur achthundert Kronen und mußte bar bezahlt werden. Ein passender Muff dazu war schon für 150 Kronen erhältlich, eine Pelztoque sogar für schäbige hundert. Als ich aber abends, an Körper und Geist gebrochen, heimkehrte, fand ich einen Brief meines Schneiders vor, in dem er dringend um einen wenigstens teilweisen Ausgleich meines Kontos bat.

Das Leben wurde immer schwerer für mich. Im Omnibus fuhr ich längst nicht mehr, aber dafür öfter mit dem Wagen, weil ich meine gewohnten Spaziergänge aufgeben mußte. Wie ich nämlich eine Pferdehaarhaube im Pelz ging, wurde mir heiß und schwül. Mizzi war durch ihren Pelz auf dem Wege zur großen Dame einen guten Schritt vorwärts gekommen und behauptete, man könne so elegant gekleidet, wie wir nun beide waren, nicht in ein „gewöhnliches" Restaurant gehen. Auch paßte zu einem schwarzen Pelz nur ein weißes Hemd-Kleid, und da die in Wien leicht schmutzig werden, mußte ich ihr gleich ein Dutzend auf einmal kaufen. Und überhaupt habe sie das Leben satt und sie sei jung und, wie sie ganz genau wisse, sehr hübsch, und jetzt könne sie noch ihr Glück machen, während es nach ein paar Jahren zu spät sei. Und sie kenne einen alten Herrn, und der habe ihr einmal gesagt, daß sie würdig sei, in echten Zobel gehüllt zu werden, und ich soll nur kein so dummes Gesicht machen, und es sind schon ganz andere Dinge im Leben vorgekommen, und sie wisse überhaupt nicht, warum sie leichter sein als ihre Schulkameraden Fanny, die, wenn sie nichts an hat, eine schiefe Schulter und ein großes Muttermal hat und nur im Auto fahre. Die Geschichte endete damit, daß ich sie eine dumme Gans nannte und mir einen schäbigen Kerl. Und dann ging sie und kam nie wieder. Jetzt hat sie einen alten Herrn und einen Zobelpelz.

Im März, als ich den Pelz nur noch hie und da tragen konnte, hatte mich dieses widerliche Bisamtier so weit gebracht, daß ich Verbindung mit einem Wucherer suchte. Ich ging also in das „Cafe Lebenslänglich" auf dem Schottenring und wendete mich an einen gut empfohlenen Herrn, der ein Menschenfreund sein soll und nur 50 Prozent nimmt. Er sah mich von oben bis unten an, fuhr tastend über den Pelz und sagte dann kopfschüttelnd: „Ich werde Ihnen etwas sagen, junger Mann. „Wenn ein Herr einen feinen Pelz hat und kein Geld, dann ist er faul, und man verliert an ihm. Ein Mann mit einem einfachen Rock kann vielleicht zahlen, einer mit einem Pelz kann nicht und will nicht." Schließlich bekam ich das Geld doch noch von einem anderen Stammgast des „Cafe Lebenslänglich", aber nur gegen vierzig Prozent.

Jetzt bleibt mir nichts übrig, als mich zu verkaufen, um meine Schulden zu bezahlen. Den Pelz leihe ich aber, wie die Erbschaft, er widert mich an, sein Anblick macht mich krank und elend. Und heute noch werde ich in sämmtlichen Wiener Tageszeitungen annonciren:

„Reicher, eleganter Herr, vorurtheilslos, edel veranlagt, aber etwas zur Korpulenz neigend, sucht auf diesem nicht leicht ungewöhnlichen Weg einen fast neuen Stadtpelz, billigst zu verkaufen. Gefällige Offerte mit Photographie in die Expedition des Blattes unter „Nur kein Pelz."

Ein sicheres Wurm-Mittel für Pferde

Absolut harmlos, kann trächtigen Stuten vor dem achten Monat gegeben werden. Hunderte von Tierärzten und Pferdebesitzern teilen uns in ihren Anerkennungsschreiben mit, daß dieses Mittel „Remove-tuflage" Hunderte von Bots und Pin-Würmern von einem einzelnen Pferde entfernten. Dieses Mittel kann ohne Futterwechsel eingegeben werden; auch kann man es bei Fohlen anwenden. Die Kapseln sind garantiert und wohlbekannt als das allerbeste Wurmmittel im Markte. Um die Kapseln leicht einzugeben, liefern wir ein Instrument frei mit Bestellungen für vier Dutzend, $8.00. Hütet Euch vor Nachahmungen. 6 Kapseln $1.25, 12 Kapseln $2.00, portofrei versandt, mit Gebrauchsanweisung.

Farmers Horse Remedy Co.

Dept. B. 592—7. Straße, Milwaukee, Wis.

Erbschaften!

Bankguthaben und sonstige Forderungen einkassiert.
Vollmachten usw. ausgefertigt.
Vermögens-Beschlagnahme beseitigt.
Schiffskarten aller Linien.
Geldauszahlungen nach allen Teilen Europas.

J. LEHRENKRAUSS & SONS
Bankgeschäft Etabl. 1878
359 Fulton St., Brooklyn, N. Y.

The Standard Bank of Canada

— Gegründet 1873 —

Autorisiertes Kapital $5,000,000.00
Eingezahltes Kapital und Ueberschuß $6,672,697.00

Hauptoffice: Toronto, Ont., Can.

— 118 Zweigstellen in Canada —

Diese Bank ist von der Dominion Regierung von Canada autorisiert, Depositen entgegenzunehmen.
Eine Spartasse-Abteilung in Verbindung mit jedem Zweig.
Zweige in Saskatchewan:—Lafleche, Kronau, Mikelon, Goodwater, Plattsmouth, Wolseley, Prud'homme, Pinvarb, Regina.
Zweige in Alberta:—Calgary, Edmonton, Lamont, Mundare, Lethbridge, Brownfield.
Zweige in British Columbia:—Vancouver.
Zweige in Manitoba:—Virden.

Allgemeine Bankgeschäfte werden ausgeführt

Der Deutsch-Canadische Haussreund

Courier-Kalender für das Jahr 1915

Soeben erschienen!

Sehr reichhaltig
Belehrend und unterhaltend
288 Seiten stark
Reich illustriert
Enthält Clara Viebig's berühmten Roman:

Eisen im Feuer

welcher im Buchhandel allein $2.00 kostet

Besonders lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser auf zwei Artikel über Organisation:

J. B. Musselman, Sekretär der Getreidebauer-Vereinigung, schreibt über Farmerorganisation und co-operative Arbeit:

G. E. Eymann, Organisator des deutsch-canadischen Provinzial-Verbandes, schreibt über die Organisation des Deutsch-Canadertums.

Preis 25 Cents

Einzelbestellungen sind 5 Cents für Porto beizufügen

Agenten zum Wiederverkauf überall gesucht

„Courier", Regina
Box 505
G. E. Eymann, Geschäftsführer

Bestellt sofort!

Inhaltsverzeichnis

Seite
Kalendernotizen für das Jahr 1915 2
1915. Gedichte von Eduard Mörike 5
Kalendarium und Notizen 6
Vom Deutschtum in Alberta.
Von Heinrich Becker 30
Getreidebauer - Vereinigung von Saskatchewan. Von J. B. Musselman 31
Paketpost 38
Satzungen des Deutsch-Canadischen Provinzial-Verbandes von Saskatchewan . . 43
Kirchliches Leben unter den Deutschen Canadas 43
Christliche Gemeinden in Canada 43
Arbeit der Ohio-Synode im westl. Canada Von Pastor Fritz, Regina 50
Die deutschen Baptisten in Westcanada Von J. A. Bloedow 50
Deutsche Vereine Winnipegs 52
Der Deutsch-Canadische Provinzialverband von Saskatchewan. Von C. E. Eymann 53
Wichtige gesetzliche Bestimmungen . . 62 u. 245
Das Eisen im Feuer. Roman von Clara Viebig 65
Bekenntnis. Gedicht von Georg Conrad . . 85
Ungebildet. Gedicht von Karl Ettlinger . . . 95
Aus dem „Britischen Skizzenbuch". Gedicht von Heinrich v. Reder 95
Ein Traum. Gedicht von Sully-Prudhomme 121
Edelweiß. Gedicht von Justinus Kerner . . 121
Eine Frühlingsnacht. Gedicht von Theodor Storm 153
Die Alpen. Gedicht von Georg Herwegh . . 155
Das treue Roß. Gedicht von Hoffmann v. Fallersleben 157
Frühlingsbotschaft. Gedicht von Heinrich Heine 157
Immerwährende Trachtenkalendertabelle 161
Maße, Münzen und Gewichte 161
Postverordnungen für Canada 165
Der Bauer und sein Kind. Gedicht von Julius Sturm 172
Allerlei praktische Winke für die Hausfrau . . . . . 196 u. 228
Uebersicht über die bestehenden sozialen, politischen und geschäftlichen Zustände in Canada 206
In der Heimat. Gedicht von Wilibald Bebschlag 229
Feine Leute haben feine Sachen. Gedicht von Heinrich Seidel 229
Hausapotheke . . . . . 233 u. 237
Der Lotse. Gedicht von Ludwig Giesbrecht 239
Gebet eines Wehrmannskindes. Gedicht von Alb. Knüser 253
Morgengang. Gedicht von Th. Wolff-Kettner 253
Die Fröche. Gedicht von Wolfgang Goethe 253
Die ersten vier Monate des Weltkrieges . . 272

Sprüche, Witz, Humor usw.:
83, 92, 93, 108, 112, 132, 149, 156, 197, 209, 229, 239, 252, 253

Illustrationen:
Borden, Sask. 67
Laird, Sask. 67
Gull Lake, Sask. 67
Canadische Truppen in England 71
Kathedrale in Antwerpen 75
Farmer bringt Getreide zum Speicher . . 79
Vier Pferde ziehen einen Binder 87
Der englische Kreuzer „Undaunted" . . . 91
Prinz Louis von Battenburg 96
Ein verwundeter englischer Soldat 97
Gesamtansicht von Strasburg, Sask. . . . 100
Melford, Sask. 101
Ruinen von Häusern in Frankreich . . . 105
Dach der Notre Dame Kirche in Paris . . 108
Quinton, Sask. 113
Morse, Sask. 113
Biggar, Sask. 113
Britische Soldaten schicken einem „Zeppelin" einen bleiernen Gruß 117
Kindersley, Sask. 124
Lindbordt, Sask. 125
Lanigan, Sask. 125
Sandis, Sask. 129
Swift Current 129
Kronprinz des Deutschen Reiches 132
Borlton, Sask. 133
Französische Mädchen und ihre Soldaten 137
Deutsche Automobile nehmen leicht feindliche Hindernisse 141
Maple Creek, Sask. 145
Neudorf, Sask. 145
Lanadam, Sask. 145
Ein neues Geschütz zur Abwehr von Flugzeugen 149
Graf v. Moltke, Chef des Großen Deutschen Generalstabes 151
Ein idyllisches Plätzchen 157
Bei einem Großfarmer 169
Der Stolz des Farmers 173
Lutherische Kirche der Ohio-Synode in Rosthern 177
Collegiate-Institut in Borlton 177
Ganz moderner Betrieb 181
Milestone, Sask. 185
Residenzviertel von Biggar 186
Punicha 188
Mehville, Sask. 188
Deutsche Maple Leaf Kapelle in Regina . 189
Evangeln. Dreieinigkeits-Kirche in Regina 195
Ein Prachtexemplar 197
Railway Avenue in Aberdeen, Sask. . . . 213
Outlook, Sask. 213
Lipton, Sask. 213
Frobisher, Sask. 217
Bulyea, Sask. 217
Herbert, Sask. 217
In Britisch Columbia 220
In Saskatchewans Hauptstadt 221
Parlamentsgebäude in Regina 225
Der erste mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnete deutsche Mann 229
Eine öffentliche Schule in Regina 241
Geschäftsstraße in Maple Creek, Sask. . . 245
Straßenszenen in Grayson, Sask. 245
Outlook 249
Grosbetrieb 253

Inserate:
Wm. Luke, Rosthern 4
Queens Hotel, Rosthern 4
Regierung der Provinz Saskatchewan. Landwirtschaftliche Abteilung 9
Dr. G. Milbrandt, Crooswell, Mich. . . . 9
John Kollenstein, Regina 12
Federal Business College, Regina 52
Regierung der Provinz Saskatchewan, Abteilung für Municipalangelegenheiten . . 94
F. B. Bickford, Rosthern 96
Ralph S. Kurtz, Pdm. P., Rosthern . . . 96
Wilfer & Son, Rosthern 96
C. P. Umruh, Saque 96
J. Arthur Machmatt & Co., Toronto . . . 96
L. A. Leopold, Cincinnati, Ohio 96
The Breeders Remedy Co., Milwaukee . . 96
Frau Anderson, Hilburne, N. D. 182
Friedrich Berg, Rosthern 149
Baldwin County Colonization Co., Chicago 156
A. G. Hamm, Rosthern 172
Deutsche Apotheke, Regina 172
Sask. Courier Pub. Co., Ltd., Regina . . 201
Julius Müller, Regina 229
National Grocery, Regina 229
James McLeod, M. D. C. M., Regina . . . 229
Dr. L. Rod, M. D. C. M., Regina 237
Metropole Hotel, Regina 249
J. J. Sanders, Chicago 249

Umschlag:
Director of Agriculture Extension, College of Agriculture, Saskatoon, Sask. . . . . 2. Seite
Department of Agriculture, Regina, Sask. . . . . 2. Seite
J. Schwarzfelds Departmental Store, Regina . . . . . 3. Seite
Carl Moller, Regina . . . . . 3. Seite
Getreidebauer - Vereinigung von Saskatchewan . . . . . 4. Seite

Ja, wenn ich schlank wär'!

Wiederabdruck von E. Falkenthal.

Man hört so oft sagen: „Es gibt keine Ideale mehr, welcher moderne Mensch hat noch Ideale?"

Das mag im allgemeinen stimmen, in bezug auf die Mode stimmt es jedoch nicht. Da haben wir meist alle ein Ideal, dem wir nachstreben, dem wir möglichst ähnlich zu sein suchen. Irgendeine schlanke, biegsame, graziöse Erscheinung schwebt uns vor, die in jedem modernen Kleide, wird sie es noch so eigenartig, ganz reizend aussieht, der alles „wie angegossen" sitzt und die sich nicht lange den Kopf zerbrechen braucht, wie sie ihr neues Kleid machen lassen soll, ehe sie weiß, was sie „alles" tragen kann.

Und der sehnsüchtige Wunsch steigt in uns auf, ihr zu gleichen, ihr auch so schlank auch modern auszusehen. Modern aussehen, heißt schlank sein, denn die Schlankheit ist immer noch Trumpf bei der modernen Schönheitsfabrikation. Ja, wenn ich schlank wäre! — — Wie werden gewisse Kleider so begehrt wie ein schönes Weihnachtsgeschenk, und unter einem schönen Kleiderrock verbirgt man meist eine gute Figur. Man möchte groß und schlank sein, gertenschlank, da dies nun mal das moderne ist. Natürlich möchte man natürlich auch hübsch sein; aber schließlich — — man ist ja nicht gerade häßlich — — und der Geschmack ist ja verschieden, also — —. Da aber niemand seiner Länge eine Elle zusetzen kann, noch durch stolzes Brüsten seinen Umfang verringern, so muß man sich zunächst mal ein Kleid geben und für das neue Kleid die Kostüm eine Maschine wählen, die möglichst vorteilhaft ist für die Figur, die man besitzt. Mißmutig nimmt man sein Modeblatt vor, blättert hin, blättert her und sieht mit scheelen Blicken die schlanken Gestalten der Modezeichner an.

Ja, wenn ich schlank wäre, denkt man mit einem Seufzer, dann würde ich schon etwas für mein neues Kleid, dann ließe ich es mir so oder so machen, aber für stärkere Figuren ist natürlich wieder nichts da. Und noch andere Bedenken kommen, wenn wir in der kleinen Stadt oder auf dem Lande lebt: All diese Sachen sind ja sehr hübsch für die Großstädterin, die viel ausgeht und oft etwas Neues kauft, für uns ist das nichts, wir brauchen einfache, praktische Sachen.

Ja, ist es denn nötig, ist es denn überhaupt möglich, daß man sich sofort von Kopf bis Fuß in das zierliche Dämchen verwandelt, das uns irgendein Kleid welches uns an und für sich gefallen würde, im Bilde vorführt? Ist es richtig, daß wir irgendein Modebild ablehnen, bloß weil besagtes Dämchen ein Paar Stöckelschuhe und einen für unsere Begriffe zu kecken Hut trägt, beides Dinge, die wir nicht leiden mögen? Und weil das Modebild eine schlanke Gestalt zeigt, während wir, leider, ein bißchen korpulent geraten sind?

Bringen die Modebilder nicht immer Idealgestalten und sieht ein Kleid nicht sowieso auf der lebenden Figur ganz anders aus? Wo bliebe da das Individuelle, die persönliche Note, die jede Dame von Geschmack ihrem Kleide geben sollte, wenn wir uns sklavisch an eine Schablone, an ein Vorbild halten und es getreulich bis in die kleinsten Einzelheiten, ja bis auf Hut und Schuhe kopieren wollten, ohne im geringsten zu überlegen, ob auch alles an diesem Kleide für unsere Gestalt geeignet ist?

Die Mode meint es so gut mit uns; sie zeigt uns nicht allein ohne Unterschied eine bestimmte Form auf, ohne die wir altmodisch sein würden. Sie hat für jeden etwas Hübsches in Bereitschaft und unsere Modenzeitung erst recht: Wer kurz und breit ist, braucht keinen Rock mit Doppeltunika zu tragen. Findet man nicht gleich daneben einen andern schlichten Rock, der wie für uns geschaffen ist? Miederröcke, Röcke mit Westengürteln, geschlitzt und ungeschlitzt, alle sind modern, alle sind hübsch — wenn sie der Gestalt der Trägerin angepaßt sind. Es gibt unter den schlichten Röcken auch stets einige Formen, die jahraus, jahrein getragen werden können, die keinen besonderen Modetyp darstellen und darum wirklich nicht nur für die Großstädterin taugen, sondern auch für die sparsame Hausfrau in der kleinsten Stadt oder auf dem Lande. Man muß sein Modenblatt nur mit Verständnis und mit offenen Augen ansehen!

Dasselbe ist es mit den Taillen und den Blusen. Da es Schnitte in den verschiedensten Größen gibt, braucht man nicht zu wünschen, so schlank wie die Modefigur zu sein, um diese oder jene Bluse tragen zu können. Und wenn man eine jener modernen losen Kimonoblusen nicht trage will, weil man sie für unpraktisch oder für zu modern hält, nun, so wählt man eben eine schlichte Form mit eingesetztem Aermel und stößt sich nicht daran, daß die Abbildung als Seidenbluse beschrieben ist, während man die Absicht hat, sich eine Flanell- oder Waschbluse zu machen.

Man versteht es eben immer noch nicht so recht, aus seinem Modenblatt den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Es will uns in erster Linie Anregungen geben! Man kaufe nicht zuerst den Stoff, sehe sich darauf in einem Schaufenster ein Kleid an und suche dann genau dieselbe Modeart in seiner Modenzeitung, sondern man studiere vorher die Modenbilder und versuche, sich selbst in dieses oder jenes Kleid hineinzudenken, dabei immer die Zweckmäßigkeit im Auge behaltend. Man hat dabei auch den Vorteil, daß man durch die Beschreibungen auf verschiedene moderne Stoffarten und Farben aufmerksam gemacht wird und Stoff und Besatz zu dem Modenbilde passend wählen kann.

Bei der Herstellung des Kleides kann man so leicht noch etwas vereinfachen, einen Besatz fortlassen, eine Raffung mildern, kurzum den eignen Geschmack betätigen. Man wird nicht mehr seufzen: „Ja, wenn ich schlank wär'!" Man wird das Kleid der persönlichen Eigenart anpassen und Figur und Mode aufs beste in Einklang bringen.

„Gelbbuch" der Franzosen

Berlin (Ueber Amsterdam und London.) — Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" beschäftigt sich in einem längeren Artikel mit dem jetzt hierher gelangten „Gelbbuch" der französischen Regierung. Das hochoffizielle Blatt schreibt:

„Das „Gelbbuch" besteht aus einer Anzahl von Dokumenten, die mit der Absicht ausgewählt und zusammengestellt wurden, Rußland von der Schuld an dem Kriege zu entlasten, dieselbe Deutschland und Oesterreich-Ungarn aufzubürden und die neutralen Länder, besonders Dänemark und Holland, gegen Deutschland zu verhetzen. Der angebliche deutsche Geheimbericht über die Vermehrung des deutschen Heeres, den das französische Kriegsministerium im März 1913 erlangt haben will, ist weiter nichts als eine plumpe Fälschung."